

Christoph Hein



Roman Suhrkamp

Verwirrnis

Man sollte euch anzeigen, hat sie gesagt, solche wie ihr gehörten ins Zuchthaus, damit sie niemanden anstecken. Und von mir wollte sie wissen, ob ich nichts bemerkt habe und wieso ich mich mit solchen Typen wie euch abgebe.«

Friedeward wurde verlegen, aber Wolfgang grinste nur: »Und was denkst du?«

»Ich weiß nicht. Keine Ahnung. Ist mir aber auch egal.«

»Das ist einfach eine dumme Pute, die neben dir. Sieht aus, als ob sie gemästet würde, und die will andere Leute ins Zuchthaus bringen.«

»Wie gesagt, mir ist das egal. Und bei uns zu Hause haben wir da ganz andere Ansichten. Ein Bruder von meiner Mutter war schwul. Und außerdem war er Kommunist. Der wurde von den Nazis ins KZ Oranienburg eingeliefert und dort haben sie ihn erschlagen, im März oder April 1934. Darum hat meine Familie da eine etwas andere Meinung. Ist Privatsache, sagt meine Mutter, jeder nach seiner Fassung.«

»Und Religion ist keine Privatsache?«

»Das ist für sie mittelalterlicher Aberglauben. Opium für das Volk. Volksverdummung.«

»Und dann noch deine mannstolle Schwester dazu. Ganz schön heftig, deine Familie.«

Sie lachten gemeinsam, und Friedeward war froh, dass man das heikle Thema wechselte.

Während der letzten Ferientage achteten beide darauf, nicht aufzufallen. Sie vermieden es, sich zu berühren, verbrachten viel Zeit mit Astrid und bemühten sich, den entstandenen Verdacht zu zerstreuen. Sie hatten schon genug Ärger mit der Polizei und wollten keine weitere Anzeige riskieren.

Astrid und ihre Schwester mussten zwei Tage vor ihnen abreisen. Sie hatten ihren Eltern versprochen, noch vor Anfang August zurück zu sein, da in der Hauptstadt die Weltfestspiele begannen und beide als Helferinnen eingeteilt waren.

Sie tauschten ihre Adressen und versicherten, sich gegenseitig zu besuchen.

»Wenn ihr nach Berlin kommt, könnt ihr gerne bei uns wohnen. Platz haben wir genug, meine Eltern sind viel unterwegs, und dann verschwindet meine Schwester sowieso zu ihrem Macker. Sonst bringe ich euch bei Freunden unter. Wie gesagt, kein Problem.«

Am Sonntagmorgen brachten Friedeward und Wolfgang das Gepäck der beiden Schwestern auf ihren Fahrrädern zur Bahnstation, von wo aus Astrid und Rita mit der dampfbetriebenen Schmalspurbahn, dem *Molli*, nach Bad Doberan fuhren, um dort in den Zug nach Berlin umzusteigen. Beim Abschied sagte Wolfgang, sie würden auf der Rückfahrt bei ihnen vorbeischaun. Berlin sei nur ein kleiner Umweg, und dann könnten sie sich endlich mal die Hauptstadt ansehen und vielleicht sogar Westberlin.

Astrid überlegte, dann nickte sie und sagte: »Dann kommt aber lieber, bevor die Weltfestspiele beginnen, denn dann gibt es in ganz Berlin kein Quartier mehr. Aber jetzt ist schon alles vorbereitet, alle möglichen Schulen und Hallen wurden mit Betten und

Matratzen ausgestattet, jetzt kann ich euch leicht etwas besorgen. Bei mir zu Hause geht es gerade jetzt aber leider nicht, weil meine Eltern wegen der Festspiele schon total unter Strom stehen, da kann ich sie unmöglich fragen. Aber ich besorge euch auf jeden Fall etwas. Wann wolltet ihr denn da sein?«

»Wir könnten übermorgen ganz früh losfahren. Dann wären wir abends in Berlin. Die Strecke schaffen wir in einem Ritt. Mehr als elf, zwölf Stunden brauchen wir nicht.«

»Ihr müsst bloß bis Bernau radeln, dann könnt ihr mit der S-Bahn direkt bis Bahnhof Pankow fahren, und von dort sind es noch fünf Minuten bis zu uns. Ich gebe euch unsere Telefonnummer.«

Sie winkten den beiden Mädchen noch nach, als die Dampflok mit den uralten Anhängern bereits den kleinen Bahnhof verlassen hatte.

»Echt prima, die Astrid«, meinte Wolfgang, »nicht verklemmt, nicht so zickig wie andere Mädchen. Gefällt mir.«

»Ja, man kann mit ihr reden. Mit welchem Mädchen kann man schon ein vernünftiges Gespräch führen!«

»Würdest du mit ihr schlafen? Könntest du dir das vorstellen, Friedl?«

»Mit Astrid? Spinnst du? Wieso sollte ich!«

»Ich meine ja nur. Ich könnte es mir vorstellen. Ich glaube, mit Astrid könnte ich im Bett zurechtkommen.«

»Mit einem Mädchen? Was soll das denn heißen, Wolfgang? Ich dachte, wir beide ...«

»Eins schließt doch das andere nicht aus. Ich würde es einfach gern mal probieren.«

»Das könnte ich nicht. Für mich ist das unvorstellbar. Ich könnte nicht mit einem Mädchen ins Bett gehen. Ganz und gar ausgeschlossen.«

»Sieh das doch nicht so eng, Friedl. Ist doch völlig normal. Und man muss alles mal ausprobieren.«

Friedeward sah seinen Freund entgeistert an, dann schüttelte er, gleichermaßen fassungslos wie empört, den Kopf. Er verstand nicht, wie Wolfgang so etwas sagen konnte. Wie sein Wölfchen auf einen solchen Gedanken kam. Es schmerzte ihn zutiefst. Noch wochenlang hing ihm diese Sache nach, er war gekränkt und fühlte sich zurückgesetzt. Dann und wann brachte er das Gespräch darauf, doch Wolfgang tat das Thema leichthin ab oder machte sich über ihn lustig.

Am letzten Julitag brachen Friedeward und Wolfgang bereits um sieben Uhr auf. Ihre Fahrräder waren wieder schwer beladen, in den Zeltplanen war trotz sorgfältigen Ausschüttelns viel Sand hängengeblieben, noch Tage später in Heiligenstadt stießen sie immer wieder auf Ostseesand in ihren Sachen. Am Abend, es war bereits neun Uhr, trafen sie Astrid am S-Bahnhof. Gemeinsam liefen sie zu ihrer Oberschule Wilhelm Pieck in der Kissingenstraße, wo mehrere Klassenzimmer für die Aufnahme der anreisenden Jugendlichen vorbereitet waren, die zu Tausenden aus aller Welt erwartet wurden. Bislang war jedoch nur eine Gruppe aus Ungarn und eine aus Österreich eingetroffen, die in der kleinen Turnhalle wohnten, wie Astrid ihnen erzählte. Sie arbeitete während der Weltfestspiele als freiwillige Helferin in ihrer Schule, und hatte Friedeward und Wolfgang in der *Villa* unterbringen können, dem Häuschen, in dem in früheren Zeiten der Schuldirektor residiert hatte. Astrid hatte für die beiden Freunde zwei Essensrationen vorbestellt und konnte in der Schulküche zwei Fresspakete, wie die Küchenfrau sagte, für sie in Empfang nehmen.

»Also, falls euch jemand fragt: Ihr seid die Vorabdelegation aus Heiligenstadt. Anders konnte ich euch hier nicht unterbringen. Die Heiligenstädter beziehen ihr eigentliches Quartier in vier Tagen in Lichtenberg.«

In der *Villa* wies Astrid sie in ein Zimmer, in dem sechs Matratzen lagen, aber in dem außer ihnen noch kein Quartiergast wohnte. Sie hatten den ganzen Raum für sich allein und konnten endlich ihr Gepäck abstellen. Am Tisch in der Mitte des Raumes packten sie die Proviantbeutel aus. Sie luden Astrid ein, sich ebenfalls zu bedienen, doch sie hatte bereits daheim gegessen.

»Wir sehen uns morgen. Ich bin um acht hier und bringe frische Schrippen mit. Wie lange bleibt ihr?«

»Zwei Nächte, geht das? Dann hätten wir einen ganzen Tag für Berlin.«

»Bis zum dritten August ist es kein Problem. Erst ab dem dritten und vierten wird es hier voll. Ihr könnt also auch drei Nächte bleiben.«

»Zwei reichen. Dann müssen wir uns auf den Heimweg machen. Danke, Astrid, danke für alles.«

»Gerne! Bis morgen. Ich habe ein Programm für euch zusammengestellt, damit ihr was von Berlin seht, ich meine, die wirklichen Sehenswürdigkeiten. Ich bringe es morgen früh mit. Gute Nacht.«

Kurz nach Mitternacht wurden sie geweckt, zwei Schwarze aus Conakry waren verspätet aus Prag angekommen und wurden in ihr Zimmer eingewiesen. Die beiden Guineer, die weder Deutsch noch Englisch sprachen, aber ein gutes Französisch, waren Funktionäre der *Confédération générale du travail Guineas*, der größten Gewerkschaft

ihres Landes, und waren vom Vorsitzenden, Sékou Touré, persönlich, wie sie stolz erklärten, zu den Weltfestspielen gesandt worden. Sie packten in aller Ruhe ihre Sachen aus und unterhielten sich lautstark miteinander. Erst Stunden nach ihrer Ankunft löschten sie das Licht und legten sich schlafen.

Morgens kam Astrid mit einer großen Bäckertüte. Das Programm, das sie für ihre Freunde zusammengestellt hatte, bestand aus einer Besichtigung der beiden neuen Laubenganghäuser, der ersten Bauwerke der zu Ehren Josef Stalins entstehenden Stalinallee, und der Deutschen Sporthalle, die vor wenigen Tagen nach einer Bauzeit von nur vier Monaten fertiggestellt worden war. Diese Prachtbauten müssten sie sich unbedingt ansehen, denn so wie diese Gebäude aus der früheren Trümmerlandschaft herausragten, würde in wenigen Jahren die ganze Stadt neu gestaltet sein, erklärte sie ihnen begeistert. Die ganze Stadt würde so schön werden wie Moskau. Sie riet ihnen, die Fahrräder in der Schule zu lassen und die öffentlichen Verkehrsmittel zu nutzen, Fahrräder seien in der Stadt heiß begehrt und wären angeschlossen innerhalb des Schulgebäudes sicherer.

»Und vergesst euren Ausweis nicht, den braucht man in Berlin immerzu«, sagte sie, als sie sich verabschiedeten. Dann gab sie ihnen noch vier Fahrscheine für die S- und die U-Bahn.

Mit der U-Bahn fuhren sie zur Marchlewskistraße, wanderten dann durch riesige Freiflächen. Die Trümmer und Schuttmassen der Stadt waren bereits mit Spreekähnen und Trümmerbahnen nach Friedrichsfelde und in die Kiesgruben im Stadtforst Köpenick verbracht, und im Volkspark Friedrichshain war ein riesiger Trümmerberg aufgeschüttet worden. Der gesamte Stadtbezirk war abgeräumt, er wirkte auf sie beängstigend entseelt und unwirtlich. Busse rollten durch die freien Flächen, Motorräder knatterten unüberhörbar durch das Ödland der breiten Allee vor der neuen klassizistischen Sporthalle. Weder Friedeward noch Wolfgang interessierte der Bau und sie fuhren mit der U-Bahn zum Alexanderplatz. Von dort aus liefen sie durch das alte Berliner Zentrum über den früheren Schlossplatz. Vom Schloss war nichts mehr zu sehen, keine Mauer, kein Portal war stehen geblieben, roter Ziegelsplitt bedeckte die riesige freie Fläche, zur Spree hin stand eine gewaltige hölzerne Tribüne, die Wolfgang von Zeitungsfotos her kannte. Drei Monate zuvor waren zur Maifeier Hunderttausende Berliner über diesen Platz marschiert, vorbei an den Frauen und Männern der neuen Regierung, die sich auf der Tribüne aufgestellt hatten. Jetzt standen mehrere Lastwagen mit Anhängern auf dem Platz, Bauarbeiter stellten Holzgerüste auf, man war dabei, das überdimensionale Signet der Weltfestspiele – drei junge Leute mit einer Friedenstaube – über der Tribüne zu errichten.

Auf ihrem Weg zum Brandenburger Tor hielt ein Ostberliner Polizist sie auf, wollte ihre Ausweise sehen und wissen, wohin sie unterwegs waren.

»Wir sehen uns Berlin an«, sagte Wolfgang, »das ist ja nicht verboten.«

»Hier endet der demokratische Sektor, Bürger. Bitte kehren Sie um.«

Er gab ihnen ihre Ausweise zurück und wies mit der Hand nach Osten. Die beiden waren unschlüssig, sie wussten nicht, ob der Durchgang tatsächlich verboten war oder ob der Grenzbeamte sie nur schikanieren wollte. Der Mann wedelte nochmals ungeduldig mit der Hand, um sie zurückzuscheuchen, und sie kehrten um, liefen zur Friedrichstraße und kauften sich in einer Bäckerei süßes Gebäck, das sie in ihren Rucksack steckten. Am S-Bahn-Schalter kauften sie sich Rückfahrkarten, und liefen zum Bahnsteig hoch. Wiederum wurden sie von einem Polizisten angehalten, hatten ihren Ausweis zu zeigen, Auskunft zu geben, wohin sie fahren wollten.

»Nach Potsdam«, erwiderte Friedeward. Das sei die unverfänglichste Antwort beim Überqueren der Grenze in Berlin, hatte er von einem Mitschüler gehört.

Missmutig gab ihnen der Polizist die Papiere zurück und verlangte, dass sie den Rucksack und die Bäckertüten öffneten. Als der Zug nach Potsdam einfuhr und sie in den Waggon stiegen, sah er ihnen mit zusammengekniffenen Augen hinterher.

Die nächste Station war Lehrter Stadtbahnhof. Als der Zug hielt, stieg ein Westberliner Polizist in den Waggon, ließ seinen Blick über die Reisenden gleiten und kam dann auf Wolfgang und Friedeward zu. Er verlangte gleichfalls den Ausweis und sie mussten wiederum ihren Rucksack öffnen. Er wollte, wie er sagte, sehen, ob sie im freien Berlin russisches Propagandamaterial verteilen wollten. Nach ihnen sprach er noch zwei andere Jugendliche an, bevor er in der nächsten Station den Waggon verließ.

Am Bahnhof Zoo stiegen sie aus, liefen auf den Bahnhofsvorplatz und studierten dort an einer Litfaßsäule das lokale Kinoprogramm. Sie hatten sich für Berlin vor allem vorgenommen, einen ganz bestimmten Film zu sehen, der seit Monaten Thema in den westlichen Zeitungen und im Rundfunk war. Astrid hatten sie nichts davon erzählt. Der Film hieß *Die Sünderin* und war, wie sie gehört hatten, ein Skandal, gegen den die Kirchen und die Politiker Boykottaufrufe verfasst hatten und der eigentlich nicht zugelassen werden sollte, weil er Prostitution und Sterbehilfe beschönige. Sie fanden ein Kino in der Kantstraße, das diesen Streifen bereits am späten Nachmittag zeigte, und eilten gleich dorthin. Mit ihrem ostdeutschen Ausweis konnten sie dort mit Ostgeld Eintrittskarten kaufen.

Nun hatten sie drei Stunden Zeit und liefen zum berühmten Kurfürstendamm, dessen einst prächtige Bürgerhäuser noch immer von den Kriegsbränden rauchgeschwärzt waren. Am Ende der Straße stand majestätisch drohend die Ruine der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Drei Turmreste ragten über der Ruine hervor, verbunden mit dem gleichfalls einsturzgefährdeten Chor. Das gesamte Gelände war abgesperrt, die Kirche dem Verfall preisgegeben.

Die vier- und fünfstöckigen Bauwerke des Ku'damms trugen noch alle die Zeichen der Zerstörung. Es waren notdürftig hergerichtete Ruinen, sie wirkten beängstigend und versehrt, waren Krüppel des Krieges. Lediglich die Geschäfte im Erdgeschoss waren